

Jostein Gaarder: Der Geschichtenverkäufer

Gaarder, 1952 in Oslo als Sohn eines Lehrerehepaars geboren, studierte zunächst Nordistik, Philosophie, Ideen- und Religionsgeschichte an der dortigen Universität, um sodann als Lehrer zu arbeiten. Die internationale Literaturszene betrat er 1993 mit dem Paukenschlag „Sofies Welt“, einem Roman, der bis heute in über 40 Sprachen übersetzt und weltweit über 10 Millionen Mal verkauft wurde. Seine folgenden Romane verkauften sich auch nicht schlecht, ohne jedoch an den Megaerfolg von „Sofies Welt“ anknüpfen zu können.

Ende August 2002 erschien sein neuester Roman „Der Geschichtenverkäufer“, den Edgar Illert im Folgenden bespricht.

„Kleiner Petter Spinnenmann“ heißt ein norwegisches Kinderlied, und so wird auch der Ich-Erzähler von seinen Mitschülern genannt, seitdem er in der Schule einmal von einer in Bernstein eingeschlossenen Spinne erzählte. Petter leidet an einer überbordenden Phantasie, und dieses „Leiden“ ist wörtlich zu nehmen, lässt sie Petter doch zu einem asozialen Wesen heranwachsen, das sich lieber allein seine eigene Phantasiewelt spinnt als mit gleichaltrigen Freunden zu spielen.

Dass dieses Leiden traumatisch bedingt sein könnte, wird zwar zu Beginn des Buches einmal kurz angedeutet (Zitat: „Ich wusste, dass ich etwas Hartes und Kaltes zu vergessen versuchte, und es gelang mir so gut, dass ich irgendwann nicht mehr wusste, was es eigentlich gewesen war“), doch der Leser muss fast bis zum Ende der Geschichte warten, bis er den Hintergrund des Traumas erfährt.

Zwar kann Petter noch zwischen Phantasie und Realität unterscheiden, doch gerät ihm das, was er „erinnerte Phantasie“ und „erinnerte Realität“ nennt, mitunter durcheinander. Das macht seine „Lebensbeichte“ auch so doppelbödig, lässt den Leser darüber im Unklaren, ob er tatsächlich sein Leben berichtet oder wieder mal nur eine Geschichte erzählt.

Petter wächst also in einer phantastischen Isolation heran, er fühlt sich schon bald dem Alltag enthoben, obgleich er betont, dass Eitelkeit und Ruhmessucht ihm fremd seien. So inszeniert er sich seine Realität selbst, zunächst, indem er Taxis telefonisch in die Nachbarschaft beordert, später gibt er am Telefon vor, eine Leiche gefunden zu haben, und beobachtet die vorbeirasenden Polizeiautos. Seine Telefon-Phase beendet er, als sich seine Mutter über die hohe Telefonrechnung wundert.

In der Schule versorgt er seine Mitschüler und Mitschülerinnen mit Aufsätzen und Mathematiklösungen, alles akribisch dem jeweiligen „Kunden“ leistungsgerecht angepasst. Er erhält dafür kleine Geldbeträge, von seinen Mitschülerinnen auch schon mal kleine sexuelle Gefälligkeiten. Denn diese kleine „Schwäche“ leistet er sich: Er ist dem weiblichen Geschlecht sexuell sehr zugetan.

Petter hört – wie alle seine Altersgenossen – den Kinderfunk des norwegischen Radios, er denkt sich Verbesserungsvorschläge aus, weil ihn das Niveau der Sendungen enttäuscht, sendet diese aber niemals ab.

Als er achtzehn Jahre alt ist, stirbt seine Mutter. Mit ihr lebte er allein in ihrer Wohnung, die Ehe der Eltern war geschieden. Er behält die Wohnung, doch nun wird es für ihn ernst: Er muss für seinen eigenen Unterhalt aufkommen. Und der kostet einiges, sind die Damen, die er ins Theater und zum Essen einlädt, um danach mit ihnen eine oder zwei Nächte zu verbringen, nicht billig. Was liegt also näher, als seine Gabe, die reichliche Phantasie, zu Geld zu machen.

Ein Schriftsteller zu werden, wäre ihm nie in den Sinn gekommen, sagt er doch an einer Stelle, dass es ihm nie gelungen wäre, einen Roman zu schreiben, habe er doch viel zu viel Ideen. Außerdem ist ihm öffentliche Anerkennung zuwider, seine Sache ist die Arbeit im Verborgenen. Also gründet er das, was er später als „Autorenhilfswerk“ bezeichnen wird. Er versorgt ihm bekannte Schriftsteller mit Ideen, zunächst mit Aphorismen, später mit kompletten Exposés. Er verkauft jede Idee nur einmal und achtet zunächst peinlich darauf, dass seine „Kunden“ nichts voneinander mitbekommen und jeder sich exklusiv behandelt fühlt. Aus „Petter Spinnenmann“ wird die „Spinne“.

Doch die Realität läuft ihm mit zunehmender Expansion seines Netzwerks aus dem Ruder. Als in Deutschland ein Roman erscheint, der auf einem Sujet aufbaut, das er vor Jahren einmal der Frau erzählt hat, für die er als Einzige so etwas wie Liebe empfunden hatte, die ihn aber, nachdem er ihr eine Tochter gezeugt hatte, unter Abbruch aller Brücken ins Ausland verließ, erhält seine Souveränität die ersten Risse. Es kommt, wie es kommen muss: Der literarische Markt, den er seit Jahren mit Stoffen versorgt hat, wird argwöhnisch, sei es aus Angst, entlarvt zu werden, sei es im Gefühl, betrogen worden zu sein, sei es aus sonst welchen Motiven.

Andeutungen und Gerüchte auf der Buchmesse in Bologna lassen Petter schließlich um sein Leben fürchten. Er flüchtet sich in das Zimmer des Hotels in Amalfi, in dem Henrik Ibsen „Nora oder ein Puppenheim“ vollendet hatte. Dort beginnt er mit seinen Lebensaufzeichnungen, die er als eine Art Lebensversicherung sieht.

Dort trifft er auch die junge Beate, mit der er schläft, noch nicht wissend, dass sie seine eigene Tochter ist. Das „Erkennen“ des Inzests wird wieder mal durch eine Geschichte ausgelöst, die Geschichte von der „Tochter des Zirkusdirektors“, wie Gaarders Roman im norwegischen Original auch heißt. Die hatte er vor dreißig Jahren der Mutter seiner Tochter erzählt, und die erzählt er nun seiner Tochter, der dadurch aufgeht, dass sie mit ihrem Vater geschlafen hat. Sie verabredet sich schließlich mit ihm, um ihn noch ein letztes Mal zu sehen. Petter, der inzwischen auch die Zusammenhänge erkannt hat, ordnet seinen „Nachlass“, den er Beate vermacht, und macht sich bereit für das Gespräch mit ihr. Als er sein Zimmer verlässt, um sie im Klostergarten zu treffen, endet das Buch.

Jostein Gaarder ist nicht Petter – die Spinne – Spinnenmann. Und doch haben beide eine Gemeinsamkeit. Was bei Petter der Überfluss an Ideen ist, ist bei Gaarder der Überfluss an – auch literarischen – Motiven, die er auf seinen 271 Seiten zusammenpackt. Da kommt ein Männchen vor, das zunächst nur in Petters Träumen auftaucht, sich dann aber in seiner Wirklichkeit festsetzt, ohne von anderen wahrgenommen zu werden, das nicht nur aufgrund seiner Größe an die Hauptfigur der „Blechtrommel“ erinnert. Da ist der immer wiederkehrende Verweis auf Ibsen, der mit traumatischen Erfahrungen verwoben wird. Da ist Chaplins „Rampenlicht“, das sich leitmotivisch durch den Roman zieht. Da ist das Motiv des Schachspiels, das in den Geschichten und in der Romanhaltung gleichermaßen vorkommt. Und da ist auch und vor allem das biblische Motiv des verlorenen Sohns, das hier als verlorene Tochter aufscheint.

Gaarders Motivgeflecht ist mehr als üppig, dabei ist die Sprache einfach und klar. Das mag wohl auch der norwegischen Syntax geschuldet sein, der Schachtelkonstruktionen à la Grass eher fremd sind. Doch ist es vor allem ein Verdienst des Autors (und seiner Übersetzerin), der komplexe Gedankenspinne scheinbar einfach zu präsentieren weiß.

„Der Geschichtenverkäufer“ ist nicht nur eine subtile Kritik am Literaturmarkt der letzten Jahrzehnte. Es ist auch und vor allem eine fast philosophische Abhandlung über das Verhältnis von Realität und Phantasie, über ihre gegenseitigen Wechselbeziehungen, ihre pathologischen Auswüchse. Und es ist vor allem ein irritierendes, ja fast beunruhigendes Buch.

Jostein Gaarder: Der Geschichtenverkäufer. Roman. Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs. 271 Seiten. München, Wien 2002. Carl Hanser Verlag. € 19,90